

Was bringt die Kuckucksuhr zum Ticken?

Autor(en): **Brügel, J.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **52 (1973)**

Heft 9

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-338708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was bringt die Kuckucksuhr zum Ticken?

Unter diesem recht witzigen Titel veröffentlicht das Londoner «Times Literary Supplement» (22. Juni) eine Besprechung zweier neuer englischer Bücher über die Schweiz — James Bunting, *Switzerland including Liechtenstein* (Die Schweiz einschliesslich Liechtenstein) und Walter Sorell, *The Swiss, A Cultural Panorama of Switzerland* (Die Schweizer, Ein kulturelles Panorama der Schweiz).

Wir glauben, dass es unsere Leser interessieren wird, die ebenso geistreiche wie Vertrautheit mit der Schweiz verratende Besprechung in deutschen Übersetzung kennenzulernen. Besprechungen im «Times Literary Supplement» sind grundsätzlich anonym, aber aus der Gründlichkeit, mit der die besprochenen Bücher behandelt werden, geht allein schon hervor, dass es sich immer um die ersten englischen Fachleute handelt, die sie schreiben. J.W.B.

Wenn die Schweiz nur immer das wäre, was sie in der farbenprächtigen Touristenliteratur scheint — ein Land, in dem die Schönheit der Berge, Seen und Wälder und der Charme alter Städte und Dörfer «einem ins Gesicht schlägt», um eine Somerset-Maugham-Figur zu zitieren! Aber wie diejenigen, die zwischen England und der Schweiz pendeln, wissen, kann das Schweizer Klima unter der Baumgrenze zwischen November und März genau so unangenehm sein wie das englische, wenn die Schweizer Städte so grau wie London aussehen, Zürich in dichten Nebel eingehüllt ist und die Nebel über dem Genfersee manchmal die Berge wochenlang verschwinden lassen. Andere Besucher mögen hinzufügen, dass der Schweizer Regen im Sommer von hoffnungsloser Hartnäckigkeit sein kann; Schweizer Seen werden oft verschmutzt, Wälder werden von Flechten überzogen und Bergströme mittels Rohrleitungen an elektrische Kraftwerke angeschlossen. In diesem fast zu reichen Land ist jeder sechste Mensch aller Wahrscheinlichkeit nach ein Fremdarbeiter; die Städte dehnen sich aus, die Fabriken überschwemmen Landbezirke, und die Strassen füllen sich so schnell wie irgendwo in den Ländern des Gemeinsamen Marktes mit Riesen-Lastkraftfahrzeugen. Die Selbstmordquote ist hoch. So wurde das alte Bild des Schweizers als eines kräftigen Bauern, der jodelderweise sein Vieh auf hochgelegene Weiden führt und zu Hause ein gut geöltes Gewehr bereithält, durch das eines überreizten Geschäftsführers ersetzt, der immer nach der prallen Aktentasche greift und um 7 Uhr morgens an seinen Arbeitstisch eilt.

Ein Schweizer könnte sich mit einem Kommentar über die «englische Krankheit», Streiks und selbstgeschaffene Armut revanchieren, über den Schmutz der englischen Städte, unsere eigenen Einwanderungsprobleme und Nordirland, bis dieser Dialog zu einem «Gnome gegen europäische Bauern»-Streit herabsinken würde. Aber die Schweizer nehmen sich selten die Mühe, mit irgend jemandem zu debattieren, der nicht wenigstens 50 Jahre in der Schweiz gelebt hat, und lassen die Briten bei ihrer Erbitterung darüber, dass ihrem Land, das die Touristik in die Schweiz ein-

geführt hat, durch die hohen Preise der Ferienreisemarkt verschlossen sein soll.

Zwei neue Bücher über die Schweiz und die Schweizer, die ganz verschiedene Ziele haben, könnten in diesen Sommern und Wintern des englisch-schweizerischen Missvergnügens zu besserem Verständnis beitragen. John Russels früherer Führer durch die Schweiz aus dem gleichen Verlag Batsford konzentrierte sich besonders auf die Schweizer mittelalterliche, Barock- und Rokoko-Architektur in Murten, Sion, Fribourg, St. Gallen und Einsiedeln. James Buntings Buch beschäftigt sich mehr mit der Topographie, verschwendet aber absichtlich wenig Raum an die Touristenattraktionen und konzentriert sich statt dessen auf «die Schweiz, die niemand kennt» – die verborgenen Seen und Täler, die kleinen Städte und Dörfer, zu denen nur der Postwagen fährt und – noch wichtiger – wo die Preise noch im Bereich britischer Geldbeutel liegen. Mr. Bunting klettert und läuft lieber, als er Ski fährt. Er liebt besonders das Wallis und das Tessin und schreibt ein ganzes Kapitel über Liechtenstein, wo es viel mehr zu sehen gibt als nur Briefmarken. Einige seiner besten Funde sind im Toggenburg, in der Jura- und Gruyère-Gegend und im Inntal nordöstlich von St. Moritz, wo die Dörfer so seltsame Namen wie S-chanf, Zuoz und La Punt haben. Reisende, die noch nicht in Isérables, Meiden, Corzonesco, am Sempachersee, dem Lac de Joux und anderen «verborgenen Plätzen» waren, werden sich freuen, zu erfahren, wieviel mehr noch in der Schweiz der Erforschung harret.

Der Amerikaner Walter Sorell kennt die Schweiz gut und liebt sie. Er schrieb sein Buch als Antwort auf die landläufigen Witze über die Vorliebe der Schweizer für Kuckucksuhren, Käse mit Löchern und den Schweizer Franken und will beweisen, dass die Schweiz mehr als irgendein anderes Land von vergleichbarer Grösse zur Ermunterung von schöpferischem Denken und Kunstentfaltung beigetragen hat. Zwingli und Calvin bedürfen keiner Einführung; Calvin hat die Schweizer auch dazu überredet, sich von der Schmuckerzeugung den Uhren zuzuwenden. In Basel lebten Erasmus, Jung und Karl Barth; beinahe jede europäische Bewegung politischer, religiöser, erzieherischer oder sozialer Ausrichtung nahm ihren Ursprung in dem Dreieck Basel-Zürich-Genf oder entwickelte sich dasselbst. Eine besondere Dankesschuld der Menschheit hat Dunant verdient, der Gründer des Roten Kreuzes, und ebenso Pestalozzi. Auch Rudolf Steiner und Emile Jaques-Dalcroze haben ihre Bewegungen in der Schweiz aufgebaut.

Professor Sorells Liste von Künstlern und Schriftstellern ist eindrucksvoll. Die Gemälde Hodlers, Böcklins und Segantinis sind wahrscheinlich in der Schweiz am besten bekannt, die von Füssli in England. Die Kunst Paul Klees ist international, und Le Corbusier wurden fast alle Ehren ausserhalb seiner Heimat zuteil. Bücher von drei Schweizer Historikern – Burckhardt, Wölfflin und Giedion – haben Menschen in der ganzen Welt

zu einem besseren Kunstverständnis verholfen. Die Schweizer, die ihren Humor lieber für sich behalten, haben den Clown Grock hervorgebracht und Töpffer, den Erfinder des Karikaturstreifens. Literatur blühte in der Schweiz von Mme de Staël bis zu Dürrenmatt, aber der vielleicht grösste Beitrag der Schweiz zur Kunstentfaltung war die Inspiration, die sie Elitebesuchern wie Benvenuto Cellini, Holbein, Goethe, Rousseau, Gibbon, Byron, Shelley, Ruskin, den Wordsworths, R. L. Stevenson und Mark Twain bot. Nicht alle zogen Nutzen aus der Schweizer Alpenszenerie. Eine Begegnung zwischen reichen Besuchern und einem Krüppel, die Tolstoi in Luzern beobachtet hatte, veranlasste ihn, gegen soziale Ungerechtigkeit zu kämpfen.

Professor Sorells verschiedenartigste Gruppen, diejenigen, denen die Schweiz Asyl oder eine vorübergehende Heimstätte zum Schutz vor Krieg und Verfolgung gewährt hatte, stelle man sich in einer zeitlosen, überhitzten «Schweizer Pension» vor, wo man sie nicht stört, aber ein diskretes Personal sie vorsichtig beobachtet. Für Voltaire und Thomas Mann sind Zimmer auf unbestimmte Dauer bestellt, Einstein hat um die Schweizer Staatsbürgerschaft angesucht. Romain Rolland, Rilke, Silone, Remarque und James Joyce schreiben unentwegt; Arp, Tzara und die Dadaisten werfen im Souterrain mit Gegenständen herum. Wagner und Strawinsky komponieren ausser Hörweite. Die Revolutionäre Bakunin und Kropotkin, Lenin und Trotzki sitzen in getrennten Zimmerecken und studieren Fahrpläne. Ausser Wagner und Nietzsche sehen sich nur wenige der Gäste jemals die wunderbare Alpensicht an. Aber alle sind schockiert und einige beschämt, wie der arme, verrückte Nijinsky mit dem Ausruf: «Ich bitte die Schweizer, sich um mich zu kümmern – ich liebe die Schweiz» ins Zimmer stürzt.

Professor Sorell schreibt noch über zwei andere Gruppen – die schöpferischen Künstler, die sich in der Schweiz endgültig niederliessen: Charlie Chaplin, Simenon, Kokoschka; und die eher weniger willkommenen Besucher, denen die Schönheit der Berge und Seen nichts bedeutet im Vergleich zur Pracht eines numerierten Bankkontos. Aber wenn sie die erforderlichen Formulare ausfüllen und ihre Nachbarn nicht nach 11 Uhr nachts wachhalten, wird man auch sie in Ruhe lassen.

Professor Sorells Buch ist mehr als eine Sammlung von Kurzbiographien. Es gewährt einen Einblick in den Charakter der Schweizer und die seelischen Belastungen wie auch die Vorzüge des Lebens in einem kleinen Land, in dem fünf Sprachen gesprochen werden und nichts lange ein Geheimnis bleibt. Der letzte Krieg der Schweiz – ein Bürgerkrieg – war 1847 geführt worden. Seit 1273, als die drei Waldkantone sich zusammengeschlossen hatten, um der Unterdrückung Widerstand zu leisten, waren die Kantone in ständiger Kriegsbereitschaft gewesen, meist gegeneinander. Das Bild vom friedlichen Schweizer ist daher erst 125 Jahre alt. Professor Sorell preist einen Schweizer Führer, dessen Andenken sein Land

ebenso lange begeistern sollte wie das an Wilhelm Tell. Im Juni 1940, als Nazi-Deutschland unbesiegbar schien, rieten gewisse Schweizer Behörden ihrem Volk, «ihre bisherige Einstellung über Bord zu werfen». Da rief der Kommandant der Schweizer Armee, General Guisan, seine rangältesten Offiziere auf die Rütli-Bergwiese zusammen, eine Gedenkstelle, die für die Schweizer so gefühlsbetont ist wie Runnymede (wo König Johann die Magna Charta erliess) für die Engländer, und feuerte sie mit Worten, die wie «ein geheimnisvoller Ruf aus der Vergangenheit» klangen, an, ihre Freiheit zu verteidigen. Malerische Darstellungen dieser Szene hängen immer noch in den meisten Schweizer Hotels und öffentlichen Gebäuden.

Im 19. Jahrhundert klagte der amerikanische Schriftsteller Oliver Wendell Holmes bei einem Besuch in der Schweiz darüber, dass «die Engländer in schändlichem Ausmass das Land überschwemmt». Inzwischen haben Touristen aus beinahe allen Ländern sich diesem Schwarm angeschlossen. In letzter Zeit haben die Schweizer mit einigen ihrer Traditionen gebrochen: das Frauenstimmrecht ist ein solches Beispiel. Professor Sorells Buch sollte noch andere Länder als Grossbritannien veranlassen, eine «gewisse überholte Haltung» der Schweiz gegenüber aufzugeben. Ohne das Beispiel dieses kleinen, entschlossenen und toleranten Landes wären Europa und die ganze freie Welt um einiges ärmer.

Für Sozialdemokraten ist Demokratie nicht nur eine Methode, Mehrheiten festzustellen, um Repräsentationen zu schaffen, und schon gar keine Methode, den Volkssouverän vom souveränen Handeln abzuhalten. Sozialdemokratisches Demokratieverständnis fliesst aus einer humanitären Grundhaltung. Wir verstehen Demokratie als Lebensform, die einer Höchstzahl von Bürgern, im Idealfall allen Bürgern, ein Höchstmass an freier Entfaltung, ein Höchstmass an Emanzipation, Mitbestimmung, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung ermöglicht. Dieses Demokratieverständnis kann sich naturgemäss nicht auf Wahlen und Parlamente beschränken, weil auch die Selbstverwirklichung des Bürgers nicht auf Wahlen und Parlamente beschränkt ist. Dieses Demokratieverständnis kann nicht durch Überlegungen der Zweckmässigkeit und der Effektivität des ökonomischen Prozesses ausser Kurs gesetzt werden.

Rudolf Schöfberger in «Die Neue Gesellschaft»
